



diaphanes

Literatur

Essay

Pulp

Frühjahr 2014

Penser Pulp bei diaphanes

Herausgegeben von Thomas Wörtche

»Penser Pulp von Thomas Wörtche gehört in jede gutsortierte Krimiabteilung!« *Moritz Revermann, Thalia*

»»Der Marodeur von Oxford« ist die Antwort auf ›Shades of Grey‹! Frivol, unterhaltsam und sehr schön in der Sprache.« *Daniela Müller, Hugendubel*

»Wer einmal Charyn genossen hat, kommt nicht mehr davon runter.« *Tobias Gohlis, buchjournal*

»Weltliteratur!« *Elmar Krekeler, DIE WELT*



Jerome Charyn

Unter dem Auge Gottes

Aus dem Englischen von Jürgen Bürger

Mit einem Nachwort von Thomas Wörtche

288 S. ■ Broschur ■ 13,5 x 21 cm

ISBN 978-3-03734-429-3

€ 16,95 ■ CHF 21,50

WG 1 121

Gary Dexter

Der Marodeur von Oxford

Aus dem Englischen von Zoë Beck


Mit einem Nachwort von Thomas Wörtche

288 S. ■ Broschur ■ 13,5 x 21 cm

ISBN 978-3-03734-424-8

€ 16,95 ■ CHF 21,50

WG 1 122



»**Nathan Larsons Roman ›2/14‹** ist eine einzigartige Kombination – ein bisschen wie Walter Mosleys Killer Mouse, aber mit Einschüssen von Chester Himes und Jerome Charyn. Der Roman ist eine Liebeserklärung an New Yorks Straßen, seine *boroughs* und seine Menschen, auch wenn die gerade weniger geworden sind.« *Susan Straight*



Nathan Larson ist ein international bekannter Musiker und mehrfach ausgezeichneter Filmkomponist (z. B. »Boys Don't Cry«, »Der große Crash – Margin Call«). »2/14« ist der erste Teil einer auf drei Romane angelegten Serien über Dewey Decimal, den auf eigene Faust agierenden ehemaligen Soldaten mit unklarer Vergangenheit. Die Romane sind in den USA ein großer Erfolg bei Kritik und Publikum. Larson ist verheiratet mit der Sängerin der weltweit erfolgreichen Pop-Band »The Cardigans«. Er lebt mit seiner Familie in Harlem.

»Ein schnelles, prägnantes und knallhartes Buch. Eine gewalttätige, berauschende Odyssee, die ihren Helden durch ein futuristisches New York jagt.«
New York Press



Nathan Larson

2/14

Ein Dewey-Decimal-Roman

Aus dem Englischen von Andrea Stumpf

Mit einem Nachwort von Thomas Wörtche

320 S. ■ Broschur ■ 13,5 x 21 cm

ISBN 978-3-03734-654-9

€ 17,95 ■ CHF 22,50

März 2014

WG 1 121



14. Februar: Am Valentinstag ist New York durch eine Serie von Anschlägen zerstört worden. Die Bevölkerung ist dezimiert, die Behörden sind korrupt, außer Kontrolle geratene bewaffnete Einheiten haben die Macht übernommen. Dewey Decimal, der letzte Verwalter der New York Public Library, bewahrt Stil und Haltung, auch wenn er bis an die Zähne bewaffnet ist. Er war einmal Soldat, mehr weiß er nicht, denn seine Erinnerung ist manipuliert. Seine Fähigkeiten zu kämpfen und zu töten sind optimiert. Sein Sinn für Gerechtigkeit und seine Neurosen haben System. Und sein Sinn für Sprache und Witz ist ein weiterer Bestandteil seines Waffenarsenals.

Als er von der Stadtverwaltung auf eine osteuropäische Gang angesetzt wird, beginnt ein Trip durch die apokalyptische Stadtlandschaft, bei dem sich mafiöse Verstrickungen bis in höchste Regierungskreise offenbaren. Mit Dewey Decimal werden die Leser in rasantem Tempo durch die Handlung gejagt, als befänden sie sich in einem Ego-Shooter-Szenario, in dem nichts ist, wie es scheint. Eine sprachmächtige, in die Zukunft geworfene Erneuerung des »Noir«.

»Londres ist ein Reporter und nichts als das: keine langatmigen Untersuchungen, keine exakten Dokumente, sondern: Wo ist etwas los? Ich will dabei sein! Ihr werdet lesen!« *Kurt Tucholsky*





Albert Londres

Was sind neun Tage Schlacht?

Frontdepeschen 1914

Aus dem Französischen von Heinz Jatho

128 S. ■ Broschur ■ 12,8 x 20 cm

ISBN 978-3-03734-436-1

€ 12,95 ■ CHF 18,50

Februar 2014

WG 1 110



September 1914: Die Deutschen stehen vor Reims. Sie beschießen das Symbol der Grande Nation: die Krönungskathedrale der französischen Könige. Der gewaltige Bau steht im Todeskampf, ausgeweitet, vom Feuer zerfressen: nur noch eine Wunde in der verwüsteten Stadt. Sein kurzer Augenzeugenbericht über die Bombardierung von Reims machte Albert Londres, damals dreißigjährig, von einem Tag auf den anderen bekannt – und sein Stil als Reporter wurde zum Nonplusultra. Schlaglichtartig kommen seine Berichte daher, knapp, heftig, auch hundert Jahre danach noch von drastischer Nähe.

Der Band versammelt die Kriegsberichte, die Albert Londres 1914 für »Le Matin« von der Front kabelte – bevor er kündigte und ab 1915 für »Le Petit Journal« aus Südosteuropa berichtete. Seine beispiellose (und nur 18 Jahre dauernde) Karriere als rastloser Reporter, der als ebenso unbequemer wie unbestechlicher Beobachter seiner Zeit die ganze Welt bereiste, hatte begonnen.

Georges Perec

Was für
ein kleines Moped
mit verchromter
Lenkstange steht
dort im Hof?

diaphanes
broschur

Georges Perec

**Was für ein kleines Moped
mit verchromter Lenkstange steht dort im Hof?**

Aus dem Französischen von Eugen Helmlé

80 S. ■ Broschur ■ 12 x 18,5 cm

ISBN 978-3-03734-231-2

€ 9,95 ■ CHF 12,50

Februar 2014

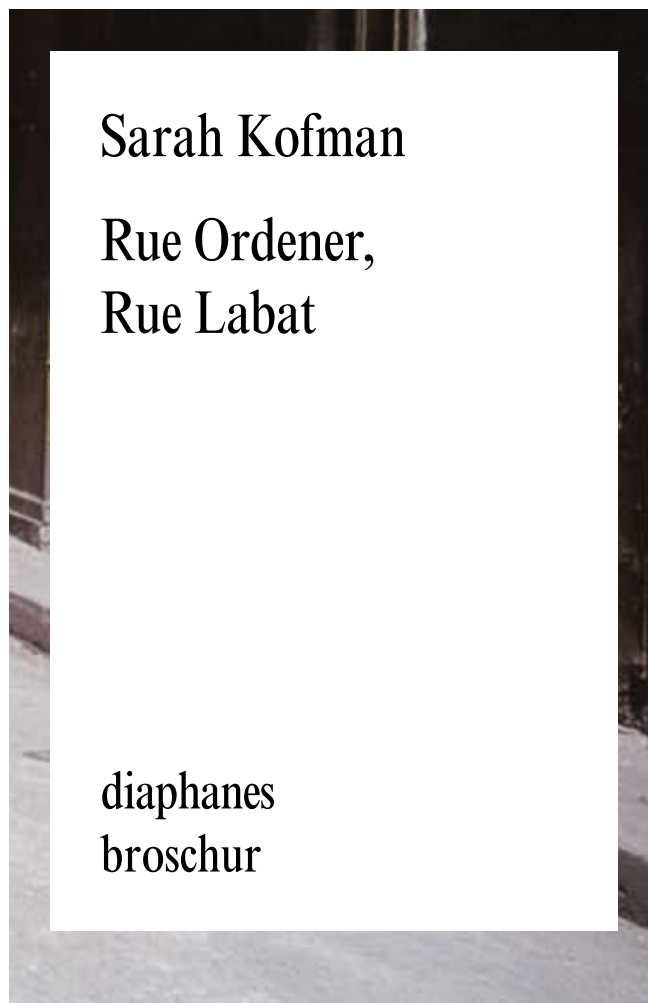
WG 1 112



Das Moped gehört dem Unteroffizier Pollak Henri, der damit allabendlich von der Kaserne in den heimatlichen Montparnasse knattert, um zu seinen Spezis zu stoßen, die bei reichlich Rotwein über Hegellius und Lukasch diskutieren. Da wird eines Tages sein Freund Karawie heißt er noch? Karasek? Karamalz? Karabambuli? in den Krieg nach Algerien einberufen – und will nicht. Was tun? Man tüftelt ein Drückebergerprogramm aus, das von der komplizierten Armfraktur über das Verrücktstellen bis zum vorgetäuschten Selbstmord reicht. Aber Karasowieso geht seine eigenen Wege.

Ein fröhlicher Anarcho-Text, in dem unter Aufbietung von Perecs gesamtem Arsenal an rhetorischen (Quatsch-)Figuren dem Pazifismus gehuldigt wird. Die einzigartig komische Übersetzung von Eugen Helmlé macht die Lektüre zu einem besonderen Vergnügen.

»Jetzt hat das Buch wieder eine Chance, und die Leser haben auch wieder eine Chance, und wer sie diesmal nicht wahrnimmt, dem ist so wenig zu helfen wie dem blöden Gefreiten Kara-pfeifaufseinen Namen.« Jörg Drews, SZ



Sarah Kofman

Rue Ordener, Rue Labat

Aus dem Französischen von Ursula Beitz

96 S. ■ Broschur ■ 12 x 18,5 cm

ISBN 978-3-03734-441-5

€ 10,95 ■ CHF 13,95

Februar 2014

WG 1 112



Der Vater, Rabbiner in der Rue Ordener in Paris, der von der Gestapo abgeholt und in Auschwitz ermordet wird; die Mutter, der es gelingt, sich und die sechs Kinder an verschiedenen Orten versteckt zu halten; Sarah, die sich weigert, anderes zu sich zu nehmen als koscheres Essen, die die rettende Taufe verweigert, die sich weigert, mehr als fünf Minuten von ihrer Mutter getrennt zu sein – die sich jedoch schließlich der blonden »Dame« aus der Rue Labat zuwendet, bei der sie mit der Mutter Unterschlupf findet: sich von ihr »umändern« lässt, ihr Judentum, den Vater vergisst und die hilflos kämpfende Mutter verrät. Sarah Kofmans autobiographisches Fragment, ihr letztes Buch vor ihrem Freitod, ist das Protokoll einer im Überleben verlorenen Kindheit, das insistierende Dokument einer Wunde, die der Preis der Rettung war.

»Ein nacktes, ein bedrückend unscheinbares Buch ...

Ein Requiem auf ein zerrissenes Leben.«

Iris Radisch, Die ZEIT

Kein Reporter kann auf Dauer Interviews machen, ohne ein wenig meschugge zu werden; früher oder später fängt man an, Stimmen zu hören. Ich finde, die Journalistengewerkschaft American Newspaper Guild, deren Mitglied ich bin und an deren Ziele ich glaube, sollte sich, sobald sie ein paar wichtigere Dinge durchbekommen hat, dieses Problems wirklich annehmen. Wenn der verantwortliche Redakteur bemerkt, dass du mit zerfurchter Stirn auf deine Notizen starrst und dem maulfaulen Püppchen, das du gerade interviewst hast, die Pest an den Hals wünschst, ist er manchmal so nett und schickt dich für ein paar Stunden auf die Straße oder in die Schlussredaktion, oder vielleicht kommt auch eine Sensationsnachricht daher und rettet dich vorm drohenden Wahnsinn. Gerade wenn man drauf und dran ist, einer der Berufskrankheiten des Reporters zu erliegen – wozu Verstopfung, Alkoholismus, Zynismus und Nicholas Murray Butler gehören –, platzt für gewöhnlich eine wichtige Nachricht herein, ein Knüller, der einen aus dem Büro treibt. — *New York Reporter*, Seite 21

»Eine Legende.«

Chicago Sun-Times

Im Spitzendass des Heims der New Yorker Vereinigung blüht der Jaden in der St. John's Avenue No. 332 in Yankers setz- ten sich dreizehnjährige blonde Männer, Frauen und Kin- der nieder und den Öffnen Gebirgung von Hoch-Sandowitz zu kieren, einem wüßigen Schneider der eines Abends vor vierzig Jahren seiner mütterlichen verstorbenen Frau aus dem Hinterzimmer ihres Ladens in der East Side es schreckt rief: »Hohokuk, ich kann nichts sehen!« Mc Smulowitz wurde am 29. Februar 1852 geboren und nach dem Gregorianischen Kalender hat er eigentlich nur im Schallbüren Geburtstag. Auf die Mitternacht hin, dass in diesem Jahr sein Geburtstag nicht gefeiert werden würde, ironische Mc Smulowitz mit den Fingern auf den Tisch und brüllte, dass er das Heim verlassen und sich Arbeit als Schneeschauer suchen würde. — Seite 173

Die meisten Strip-teaseartistinnen haben ein zwei spe- zielle Tricks im La- ges eine Schlange- bewegung oder eine bestimmte Art, die Schulterschä- ger abzustreifen, die sie von ihren Kollag- en unterscheiden. Der Carrie Funn, die ein ziemlicher Bräunler ist, zeigt eine Strip-Nummer, in der sie einen »kontrollierten« voll- führt. Leider kann er hier nicht be- schrieben werden. Evelyn Myers, ein anderer Star der Branche, windet sich auf eine unge- wöhnliche Weise. — Seite 58

Die für ein Zeitungsinterview unter- suchten Menschen und diejenigen, die eigentlich als interessanten sein sol- len: Wertschöpfung, Aufnahmestän- den, Finanzmagie, Öl und Stahlwerke und dergleichen. Entwerfer quatschen sie einen das Ohr voll mit dem Unsem über ihre bescheidenen Aufträge »Ich bin ich in diesem Land ankommen, hatte ich bloß schreiben Cent und ein Mohrbücher, und jetzt bin ich Generaldirektor«, oder sie sitzen nur rum und gucken grös- senhaft. — Seite 77

JOSEPH MITCHELL

NEW YORK REPORTER

AUS DER GRÖSSTEN STADT DER WELT

DIAPHANES

Ich berichtete aus Brooklyn, aus der West Side von Manhattan und Harlem. Harlem mochte ich am liebsten. In Harlem hatten die Reporter ihre Bude – so nannten wir in den Distrikten unsere Büros – im Erdgeschoss des größten Harlemer Hotels, des Hotel Theresa, und davor saßen wir immer in Drehstühlen auf dem Gang und beobachteten die Leute, die auf der Seventh Avenue, Harlems Hauptstraße, vorbeigingen. Es gab vier Nachtreporter in Harlem, drei von den Morgenzeitungen und einen von der City News Association. Meine Kollegen waren alle Hasen. Was sie an einem Reporter am meisten verabscheuten, war Begeisterung, und ich war stets mit Feuereifer bei der Sache. Jedes Mal wenn ich meiner Redaktion am Telefon einen Bericht durchgab – in der Telefonzelle versuchte ich immer, den Hörer wie sie nur auf der linken Schulter zu balancieren, aber das klappte nie –, standen sie vor der Telefonzelle, tippten sich an die Stirn und machten mit dem Zeigefinger kleine Kreise in der Luft, um mir zu bedeuten, ich sei plempeln... — *New York Reporter*, Seite 9



»Erstklass- Tickets für Zeit- und Kopfreisen.«

NZZ

Politiker machen es einem Reporter in der Regel leicht. Manche sind so unterhaltsam, dass man eigentlich nur mitschreiben muss. (Herbert Hoover gehört nicht zu ihnen. Er ist eher von der trübseligen Sorte. Ich habe ihn zweimal interviewt und jedes Mal hat mich sein Gesicht an das eines feisten Säuglings mit Blähungen erinnert.) Möglicherweise wirft es ein schlechtes Licht auf die amerikanische Presse, aber in den meisten Zeitungen sollen Interviews nicht informieren, sondern unterhalten. An die Wahrheit kann man sich nur halten, wenn man über Verrückte und Nichtsnutz schreibt. Erst wenn eine öffentliche Person etwas Lächerliches tut, dürfen Reporter wahrheitsgemäß über sie berichten. J. P. Morgan wurde immer mit großer Achtung behandelt, bis er mit einer Lilliputanerin Hoppe-Hoppe-Retter spielte; danach hatten die Zeitungen keine Angst mehr vor ihm. — *New York Reporter*, Seite 196



So betrat er am Abend des 23. Oktober 1936 eine Imbissbude an einem Highway nahe Columbus in Texas, erklärte der Kellnerin, er habe kein Geld, und bat sie um eine Tasse Kaffee. Sie nahm ihn in die Küche, wo sie ihm einen Teller Eintopf gab, ein Stück Biskuitrolle und Kaffee. Als er mit dem Essen fertig war, zog er aus seinem Bündel einen Streifen schmutzigen braunen Papier und kitzelte mit einem Kopierstift etwas darauf. Er schob das Papier unter den Teller und liefte hinaus in die Nacht. Als die Kellnerin den Zettel fand, sah sie, dass es ein handschriftlicher Scheck über 27.000 Dollar war, gezogen auf die Irving National Bank of New York und unterzeichnet mit »John S. Smith aus Riga, Lettland, Europa«. Auf der Rückseite des Schecks stand: »Hier Namen einsetzen und zur Bank schicken.« Vier Tage darauf tauchte er in einem Diner am Stadtrand von Yuma, Arizona, auf und fragte den Mann hinter dem Tresen, ob er eine Tasse Kaffee haben könne. Nachdem Smith gegessen war, fand der Barmann neben der Tasse einen ähnlichen Scheck über 2.000 Dollar. Am 9. November fragte er den Besitzer eines Zelplatzes in der Nähe von Indianapolis in Mississippi den Highway entlang. Er bat die Frau eines Farmers um etwas zu essen; die Pfannkuchen mit Sirup, die sie ihm gab, schmeckten ihm so gut, dass er ihr zwei Schecks überreichte, einen über 25.000 Dollar und einen über 1.000 Dollar. Am 9. November fragte er den Besitzer eines Zelplatzes in der Nähe von Denver, ob er sich ein paar Minuten bei ihm aufwärmen dürfe. Er setzte sich neben den Ofen und stopfte seine Pfeife mit der Tabakbox aus einer Handvoll Zigarettenstummeln, die er aus einer Mantel- tasche fischte. Der Zelplatzbesitzer schenkte ihm eine kleine Dose Tabak. Smith schrieb einen Scheck über 16.000 Dollar aus, gab ihn dem Mann und ging seines Wegs. Fünf Tage darauf erhielt er von einer Hausfrau in Baldwin Park, Kalifornien, eine Portion Rührei und ließ dafür einen Scheck über 12.000 Dollar neben dem Teller zurück. Am nächsten Tag überreichte er den Kellnerinnen in zwei Cafés in Los Angeles Schecks, die sich auf insgesamt 52.000 Dollar beliefen... — *McSorley's Wonderful Saloon*, Seite 244

»Joseph Mitchell ist ein verborgener Schatz.«

Salman Rushdie



Das McSorley's befindet sich im Erdgeschoss eines roten Backsteingebäudes in der Seventh Street No. 15, gleich am Cooper Square, wo die Bowery endet. Es wurde 1854 er- öffnet und ist damit die älteste Kneipe New Yorks. In den achtundachtzig Jahren seines Bestehens hat es nur drei- mal den Besitzer gewechselt – auf den ersten, einen iri- schen Einwanderer, folgte sein Sohn, dann ein pensionier- ter Polizist und schließlich dessen Tochter, und allseits- stunden die folgenden Änderungen abblühend geschehen. Heute ist das McSorley's zwar am Stromerang angeschlos- sen, aber der Treten wird noch immer nur von zwei Gas- lampen beleuchtet, die flackernde Schatten auf die wack- rig, mit Spinnweben überzogene Decken werfen, kaum tri- ttausend von der Straße herein. Ergibt keine Registrierungs- Mäusen werden in Suppengeschloffen... — Seite 7

Von seinem zwanzigsten bis zu seinem fünfundfünfzigsten Lebensjahr trank Old John regelmäßig. Danach nahm er bis zu seinem Tod keinen Tropfen mehr zu sich, da er, wie er sag- te, seinen Teller gehabt habe. Außer während ein paar experi- mentierfreudiger Monate in den Jahren 1905 und 1906 wur- de im McSorley's nichts Hochprozentiges ausgeschenkt. Old John behauptete, es habe noch nie einen Menschen gegeben, der etwas Stärkeres braucht als einen Krug Ale, aufgewärmt auf dem Ofen. Dagegen hatte er einen gesegneten Appetit. Üb- licherweise grillte er sich, kurz bevor er für die Nacht schloss, in dem Kamin des Hinterzimmers ein T-Bone-Steak von drei Pfund, das er auf eine Kohleschaufel legte und über eine Schicht Eichenkohle hielt. Gerne steckte er auch eine ganze Zwiebel in ein ausgehölhtes Stangenweißbrot und aß sie wie einen Ap- pel. Zwiebeln mochte er überhaupt gerne, und je schärfer sie waren, desto besser. Daher erklärte er auch zum Wahlspruch seiner Kneipe das Motto »Gutes Ale, rohe Zwiebeln und keine Frauen.... — *McSorley's Wonderful Saloon*, Seite 9

JOSEPH MITCHELL

MCSORLEY'S WONDERFUL SALOON

DIAPHANES

»Ein großartiger Schreiber und ein großer Moralist.«

FAZ



Wenn ich Zeit totschlagen will, suche ich manchmal das Kellergeschoss eines Mietshauses auf der Fifty-ninth Street auf, ein Stück westlich vom Columbus Circle, und setze mich auf eine von Ratten angelegte apri- ge Mummie, um mit Charles Eugene Cassell zu plau- dern, einem alten Yankee, den ich in seiner miesepit- tigen und etwas verquerten Art sehr mag. In Mr. Cassells Adern fließt das Blut von Franzosen, Portugiesen, Eng- ländern und Negern. Er nennt sich Captain Charley, weil er im Ersten Weltkrieg für kurze Zeit ein Munitionsschiff befehligte und nun findet, ihm steht dieser Rang zu. Als er vor etwa fünfzehn Jahren wegen seines zunehmenden Starrsins keine Stelle mehr länger hal- ten konnte, eröffnete er mit einem Teil seiner Expan- sionen in einem Harlemer Mietshaus ein Museum – Captain Charleys Privatumzug für intelligente Menschen –, mit dem er bald darauf, nachdem es zu mehreren Einbrüchen gekommen war, in die Fifty-ninth Street zog. Der Captain sammelt wahllos und praktisch ohne Unterlass; sein Keller beherbergt ein wildes Durchein- ander von tausenden Erinnerungsstücken, die er in sei- nen fünfundfünfzig Jahren als Matrose oder Koch auf Kriegs- und Handelsschiffen und in der Zeit, in der er in Manhattan Clubs und Hotels angestellt war, zusam- mengesammelt hat. Zu den wertvollsten Ausstellungs- stücken gehört eine Gruppe ausgestopfter Tiere. Obwohl sie rüßig und mottentotgefressen sind, sehen Kinos sie sich mehrmals im Jahr gegen ein Entgelt aus, um sie im Foyer aufzustellen, wenn Dschungelfilme auf dem Programm stehen. Der Captain verlangt fünfzehn Cent Eintritt für sein Museum, vergibt aber in der Hälfte der Fälle, das Geld einzusammeln. Der Löwenanteil der Museumsbesucher besteht aus Passanten, die von den großen, vor der Kellertreppe aufgestellten Papp- schilde angezogen werden, auf denen beispielsweise steht: »Kommen Sie herein, wen Sie sich für intelligent halten.« »Kaufen Sie bei Captain Charley Kuriositäten zum Preis von zehn Cent bis zu fünfzehnhundert Dol- lar« und »Wen Sie so verflücht fühlen sind, warum sind Sie da nicht reich?« Unter den Besuchern sind auch einige Frauen auf der Jagd nach günstigen Antiqui- täten. — *McSorley's Wonderful Saloon*, Seite 47

JOSEPH MITCHELL

ZWISCHEN DEN FLÜSSEN

NEW YORKER

MAFENGESCHICHTEN

DIAPHANES

Mich zieht es oft zum Hudson River, und dort, wo er durch die Stadt fließt, habe ich im Laufe der Jahre schon viel Zeit in seinen Ufern verbracht. Nie werde ich seinen höflichen Mäulern: er schlägt mich immer wieder in seinen Baun. Ich mag ihn im Hochsommer, wenn er warm und dreckig und trägt ist, und ich mag ihn im Januar, wenn er Eis führt. Er gefällt mir, wenn er aufgewühlt ist, bei einem steilen Nordost, und wenn die Gezeiten stark sind – etwa bei Neumond oder bei Vollmond –, aber auch, wenn er ruhig dahinfließt. Es ist und bleibt der Fluss, der mich anzieht, nicht der Schiffs- verkehr... — Seite 199

Inzwischen predigt Hall höchstens zwei Dutzend Mal am Tag übers Telefon; lieber spart er sich seine Kräfte für seine Kneipensunden und die nächtlichen Aufträge auf den Broadway. Seine Anhänger nehmen die meisten der Anrufe entgegen, wo sie nach seinem Vorbild gestal- tete Predigten halten. Dafür bekommen sie von ihm das Fahrgeld, gelegentlich eine kirchliche Gemeindefest und seinen Segen. Am eif- rigsten ist eine Engländerin namens Frances Woodcock. Sie kommt jeden Morgen von Queens herein und predigt von halb neun bis mit- tags kurz vor zwölf. Dann eilt sie um die Ecke zum Gospel Taberna- cle, einer fundamentalistischen, nicht konfessionsbunden Kirche auf der Eighth Avenue, der auch Hall angehört, und spielt zum Mit- taggebet Orgel. Nachmittags kehrt sie meist noch einmal zurück. Der einzige Mann in der Runde ist Joseph Serafin, ein begnadeter Redner aus Rumänien, der als Verwalter in einem Speichergebäude des Taber- nacle auf der Eighth Avenue arbeitet. Immer wenn er ein, zwei Stun- den frei hat, schaut er in Halls Wohnung vorbei. Die Anrufe werden von sechs Uhr morgens bis Mitternacht beantwortet, dann wird der Hörer neben die Glocke gelegt. Hall sagt, dass er und seine Helfer seit Dezember 1939 mehr als hunderttausend Telefonpredigten gehalten haben. Seiner Schätzung nach sind ein Viertel der Anrufer Neugierige, Witzenbolde oder die Opfer von Witzenbolden, die zumeist in der Meinung anrufen, sie könnten unter Circle 6-6483 Wettgebo- te für Pferderennen abgeben. Einmal rief ein Witbold an und ques- telte irgendwelches Kauderwelsch dabei. Nach dem Hall ihm versu- zugehört hatte, brüllte er: »Frei heraus! Frei heraus, Mann! Bist du vielleicht Mohammedaner?« Schließlich rief er Serafin herbei, der im Nebenzimmer gerade einen Kahlkopf verpöste. »Kommt her, Serafin«, sagte Hall. »Ich glaube, ich habe einen armen Mohammedaner in der Leitung. Er macht einen arg verzweifelten Eindruck.« Sera- fin, der welltäufer ist, hörte kurz zu, dann klärte er Hall über den Witbold auf. »Der Bruder habe ich aber Bescheid gestofen«, sagt Hall und gackerte. »Ich habe ihn unterbrochen und ihn auf Latein angebrüllt, und das ist wütend geworden und hat mir gesagt, ich solle zum. Sie wissen schon, gehen.« Hall fühlt seinen Anruf auf den Zahn, und er ist zu dem Schluss gekommen, dass sie mehrheit- lich buffertige Abtrünnige sind. »Die Kirche war für sie einmal eine feste Burg«, sagt er, »aber irgendwann wandten sie sich von ihr ab. Der Krieg hat die Sehnsucht in ihnen geweckt, wieder in ihren Schoß zurückzukehren. Schlag ein neues Kapitel auf, sag ich ihnen dann. 'Tu Buße, Bete. Lies die Schrift. Such dir eine Kirche, wo sie noch das Halleluja singen, und geh hin. Geh nicht in eine der Kirchen auf der Fifth Avenue, wo den lieben langen Tag nur noch geheiratet wird.' Die meisten wünschen sich schließlich zu beichten. Ach du lieber Gott... — *McSorley's Wonderful Saloon*, Seite 90

JOSEPH MITCHELL

Der Niedergang der Bowery als Amüsiermeile begann nach Big Tims Be- erdigung. Die Spieler zogen zum Broadway hinauf, und Dutsch folgte ihnen. Doch für ihn wurde es schwierig. Ohne die politische Unterstützung konnte er keine Eintrittskarten verkaufen, und der Ball 1914 wurde ein Misserfolg. »Kaum war Big Tim unter der Erde, war ich niemand mehr«, sagt er. »Bis dahin hatte ich mich nicht um den Commodore-Dutch-Verein gekümmert, er war nur ein Name. Jetzt war klar, dass ich was tun musste, und mir kam die Idee, den Verein aufzubauen. Alle Bowery-Persönlichkeiten, die nach Uptown gegangen waren, machte ich zu Ehrenmitgliedern, und als Mitglie- der nahm ich so viele Broadway-Leute, wie ich kriegen konnte. Und von Mitgliedern verlangt man natürlich Beiträge. 1914 fing ich an, Beiträge zu kassieren, und das mach ich immer noch. Mein Ball spielt längst keine Rol- le mehr, aber was für einen Grund gab's für den Verein ohne den Ball?« — *McSorley's Wonderful Saloon*, Seite 145

»Geschichten von zeitloser Bedeutung, erzählt aus den Nischen des Alltags heraus.«

sz

JOSEPH MITCHELL

ZWISCHEN DEN FLÜSSEN

NEW YORKER

MAFENGESCHICHTEN

DIAPHANES



Das New Yorker Steak Dinner oder Beefsteak ist eine zur Tradition erhobene Form der Völlerei, die als regionale Eigenheit dem Riverbank Fish Fry der Südstaaten, dem Clambake in New England oder dem texanischen Barbecue ähnelt. Einige ältere Küche sind der Ansicht, das Beefsteak sei vor etwa sechzig oder siebzig Jahren entstanden, als die Fleischer in den Schlachthäusern am East River schöne Lendenstücke in die Küchen nahe- gelegener Kneipen schmuggelten, sie auf Holz- köhlern grillten und bei ihren samstagabendlichen Besäufnissen verpeisten. Wie dem auch sei, bis 1920 war das Beefsteak reine Mämmersache, es es mit dem achtzehnten und neunzehnten Zu- satzartikel zur Verfassung der Vereinigten Staa- ten seinen ursprünglichen Charakter verlor. Der achtzehnte Zusatzartikel führte zur Verwässerung der Trinksitten, und eineinhalb Jahre nach sei- nem Inkrafttreten fand sich auf den Menükarten der Beefsteaks von Bowling-, Angel- und Chow- der-Clubs und von Parteien und Gewerkschaften plötzlich die Grußformel »Ein herzliches Wil- kommen unseren besseren Hälften!«. Die großen, ausgelassenen Beefsteaks von New Yorker Tam- many- und Republikaner-Clubs waren eigentlich stets den Herren der Schöpfung vorbehalten ge- wesen, doch bald nachdem der neunzehnte Zu- satzartikel das Frauenwahlrecht eingeführt hat- te, gelangten die Politiker zu der Überzeugung, dass es schön wäre, auch wahrheitsrichtige Frauen zu ihren Beefsteaks einzuladen. »Ehe sie wählen dürfen, wussten die Frauen überhaupt nicht, was ein Beefsteak ist«, bemerkte ein alter Koch ein- mal. Die Frauen brauchten nicht lange, um die Beefsteaks zu verderben. Sie erzwingen Neuerungen wie Manhattans, Frucht-Cocktails und raffinierte Salate, um das traditionelle Speise- und Getränkeangebot – gut abgehangene Steaks, doppelte Lammkoteletts und Nieren sowie einer- weise Bier – zu ergänzen. Sie verlangen Tanz- orchester anstelle von deutschen Blaskapellen. Zuvor war der Mann, der am lautesten grunzte, das meiste Bier trank, am meisten Fleisch aß und sich dabei am meisten Fett ins Gesicht schmie- rete, Herz und Seele jeder solchen Feier gewesen. Doch Frauen schätzen keine Vielfraße, so dass es bei heutigen Beefsteaks nicht mehr üblich ist, mehr als zweieinhalb Kilo Fleisch zu essen und dreißig Glas Bier zu trinken. Bis 1920 waren die Tischnissen bei einem Beefsteak ausgesprochen streng. Messer, Gabeln, Servietten und Tischde- cken waren strikt verboten. Jedermann hatte mit den Fingern zu essen. Als die Gleichberechtigung die Beefsteaks erreichte, änderte sich auch die Etikette. Über Jahrzehnte hatten die Männer der unvermeidlichen Fettecken wegen stets ihren zweitbesten Anzug getragen. Zeitgleich mit den Frauen kam nun der Frack. Die meisten Beef- steaks sind zu zivilisierten Banketten verkom- men, bei denen zufällig Häppchen mit gegrilltem Steak das Hauptgericht sind. Doch trotz dieser von Frauen eingeführten Absonderlichkeiten gibt es weiterhin zwei Schulen von Beefsteak-Puristen... — *McSorley's Wonderful Saloon*, Seite 320

DIAPHANES

»Ein Geschenk, das eigentlich unbezahlbar ist... In diesen Bänden habe ich mich wochenlang verloren. Sie sind randvoll mit einer erwachenden Welt. Man verlässt sie und hat intensiver gelebt.« *Roger Willemsen*

Joseph Mitchell

New York Reporter

Aus der größten Stadt der Welt

344 S. ■ gebunden ■ 13,5 x 21 cm

ISBN 978-3-03734-249-7

€ 22,95 ■ CHF 28,90

Joseph Mitchell

McSorley's Wonderful Saloon

New Yorker Geschichten

416 S. ■ gebunden ■ 13,5 x 21 cm

ISBN 978-3-03734-141-4

€ 22,95 ■ CHF 28,90

Joseph Mitchell

Zwischen den Flüssen

New Yorker Hafengeschichten

268 S. ■ gebunden ■ 13,5 x 21 cm

ISBN 978-3-03734-183-4

€ 22,95 ■ CHF 28,90

WG 1 110



Angebot (gemischte Partie)

7/6 Exemplare

EK ca. € 82,60 ■ ca. CHF 104,00

Plakat

Prolit-Bestellnummer: 95564

Stefanie Diekmann Six Feet Under

diaphanes
booklet

Stefanie Diekmann

Six Feet Under

96 S. ■ Br. ■ 12 x 18,5 cm

ISBN 978-3-03734-384-5

€ 10,00 ■ CHF 12,50

Februar 2014

WG 1 967



Ekkehard Knörer
Battlestar Galactica

diaphanes
booklet

Tom Holert
Deadwood

diaphanes
booklet

»booklet«,
herausgegeben von
Simon Rothöhler,
liefert nach, was in
den DVD-Boxen fehlt:
Lektüren zur Serie.

diaphanes

diaphanes

Hardstrasse 69
CH-8004 Zürich
fon: +41 43 322 07 83
fax: +41 43 322 07 84
kontakt@diaphanes.net

Vertrieb / diaphanes Berlin

Anna Sailer
vertrieb@diaphanes.net
fon: +49 30 54 71 33 54
fon: +49 30 44 35 27 03

Presse

Hendrik Rohlf
presse@diaphanes.net
fon: +49 30 28 87 36 81

Auslieferungen



Prolit Verlagsauslieferung

Siemensstraße 16
D-35463 Fernwald-Annerod
fon: +49 641 943 93 35
fax: +49 641 943 93 39
a.willenberg@prolit.de
www.prolit.de

AVA Verlagsauslieferung

Centralweg 16
CH-8910 Affoltern a.A.
fon: +41 44 762 42 57
fax: +41 44 762 42 10
b.joss@ava.ch
www.ava.ch

Vertretungen

Berlin und Neue Bundesländer, Schleswig-Holstein, Nieder- sachsen, Hamburg, Bremen

buchart
Jastrow + Seifert + Reuter
fon: +49 30 44 73 21 80
fax: +49 30 44 73 21 81
service@buchart.org

Nordrhein-Westfalen

Büro für Bücher
www.buerofuerbuecher.de
Gerd Wagner
fon: +49 2157 12 47 01
fax: +49 2157 12 47 02
g.wagner@buerofuerbuecher.de

Benedikt Geulen
fon: +49 2131 1 25 59 90
fax: +49 2131 1 25 79 44
b.geulen@buerofuerbuecher.de

Hessen, Saarland, Rheinland- Pfalz, Luxemburg

Raphael Pfaff
fon: +49 69 54 89 03 66
fax: +49 69 54 90 24
raphael.pfaff@web.de

Baden-Württemberg, Bayern

vertrieb@diaphanes.net
fon: +49 30 54 71 33 54
fon: +49 30 44 35 27 03

Österreich

Seth Meyer-Bruhns
fon: +43 1 214 73 40
fax: +43 1 214 73 40
meyer_bruhns@yahoo.de

Schweiz

Giovanni Ravasio
fon: +41 44 260 61 31
fax: +41 44 260 61 32
g.ravasio@bluewin.ch

www.diaphanes.net